

Martin Scheutz

Der Wert archivalischer Geschichtsquellen in der Arbeit von Historikern und Archivaren*

Der Schweizer Architekt Peter Zumthor (geb. 1943), Gewinner des Pritzker-Preises 2009 für sein zwar an Bauten spärliches, aber umso dichteres Lebenswerk, verbindet in seinen Werken traditionelle Baukunst – nicht umsonst standen eine Möbelschreinerlehre wie Denkmalschutzarbeiten am Beginn seiner Ausbildung – und subtile Architekturform mit stimmigen konzeptionellen, historischen Überlegungen zum räumlichen Kontext des zu errichtenden Baues¹. Am Beginn von Zumthors Bauten stehen inhaltliche Überlegungen zum Bauort, zu den bauspezifischen Vorgaben des Auftraggebers, aber auch zur regionalen Architektur- und Bautradition. Beeindruckende Bauten – Zumthor nennt es Häuser mit „einer Seele“ – sind auf diese bedächtige, reflektierte Art und Weise entstanden: die an einen Tempel des Wassers und der Ruhe erinnernde Thermalanlage in Vals (1996) und das monumentale Kunsthaus Bregenz (1997). Eindrucksvoll ist auch die aus „Dankbarkeit für ein gutes und erfülltes Leben“ in Auftrag gegebene und von Zumthor gestaltete Nikolaus-von-Flüe-Kapelle (Bruder-Klaus-Kapelle, 2007) in Mechernich-Wachendorf (am Nordrand der Eifel): Zuerst formten 112 Fichtenstämme eine Grundstruktur, die man anschließend mit traditionellem Stampfbeton ummantelte. Die Kapelle blieb nach oben offen, so dass Regen und Licht – verkürzt die Natur – in den fensterlosen Meditationsraum einzudringen vermögen. Vielfach entstehen in den Planungen Zumthors umbaute Räume, die durch ihre Schlichtheit, durch klare Formgebung und die wuchtige Materialität der Bausubstanzen unmittelbar auf den Betrachter wirken, herausfordern und zur Kontemplation einladen. In jüngster Zeit (2011) kreierte Zumthor im fernen Norwegen, genauer im nordnorwegischen Vardø (Fylke Finnmark), der östlichsten Siedlung des Landes, eine der norwegischen Hexenverfolgung gewidmete Bauskulptur.

Die norwegische Hexenverfolgung der Frühen Neuzeit forderte nach gegenwärtigem Forschungsstand nachweislich mindestens 310 Opfer (über Hinweise in den Quellen rund 330), den Verfolgungshöhepunkt bildete das krisenhafte 17. Jahrhundert. Norwegen zählt – anders als das zu den europäischen Verfolgungszentren zählende Heilige Römische Reich – nicht zu den Kerngebieten der europäischen Hexenverfolgung. Während sich in den 18 norwegischen Bezirken die Hinrichtungszahlen der angeklagten „Hexen“ meist zwischen sechs

* Eröffnungsvortrag zum 37. Österreichischen Archivtag in Krems am 24. September 2012. Die mündliche Fassung wurde weitgehend auch für den schriftlichen Text beibehalten.

1 Literatur zu Peter Zumthor: Peter ZUMTHOR, *Architektur denken* (Basel 2010); Moritz HOLFELDER, Peter Zumthor. *Die Magie des Realen*. Der Schweizer Architekt Peter Zumthor. Ein Hörbuch (Berlin 2010); Hanno RAUTERBERG (Hg.), *Worauf wir bauen. Begegnungen mit Architekten* (München 2012), 150–158.

und 14 Personen bewegen, lassen sich in der nördlichen Provinz Finnmark rund 30 Prozent der norwegischen Gesamtzahl an Hinrichtungen auf der Grundlage von Hexereianklagen nachweisen². 91 Opfer forderte die Verfolgung der Hexen zwischen 1600 und 1692 allein in Vardø und Umgebung, einige der Opfer waren samischer Abstammung. Die extrem dünn besiedelte Finnmark mit ihren zeitgenössisch 3.000 Einwohnern kann mit diesem hohen Blutzoll als eines der intensivsten Hexenverfolgungsgebiete Europas gelten: Die Wasserprobe und die Folter wurden in diesen Verfahren intensiv und gleichsam als zuverlässige Motoren weiterer Denunziationen eingesetzt. Allein der Gerichtsprozess gegen Gunvor Omundsdatter in Vardø dauerte ab 1651 zwei Jahre, wobei durch die erzwungenen Beichtigungen von vermeintlicher Anwesenheit beim Hexensabbat allein 21 Frauen in das Verfahren involviert wurden.

In Erinnerung an die 91 Opfer von Hexenprozessen in dieser nordnorwegischen, lange nur als Horchposten der NATO bekannten Fischerstadt planten und konzipierten Peter Zumthor und die kurz nach Planungsende verstorbene französisch-amerikanische Bildhauerin Louise Bourgeois (1911–2010) ein Hexenmahnmal, das einerseits im Sinne eines „bösen Gedächtnisses“ Schattenseiten der Geschichte zu Tage fördert und andererseits lokale Geschichte im Sinne der „Public History“ als Erinnerungsort ins Zentrum stellt. Für die Finanzgeber der zehn Millionen Euro teuren Installation mögen paradoxerweise auch touristische Erwägungen – etwa der unaufhaltsame Aufstieg Vardøs vom Ohr des Kalten Krieges zum „Bilbao des Nordens“ – eine Rolle gespielt haben³. Kernstück der Anlage ist eine rund 120 Meter lange Holzkonstruktion, die an eine traditionelle, für Norwegen typische Vorrichtung zum Trocknen des Stockfisches in der salzigen Meeresluft erinnert. In diese Holzkonstruktion ist ein riesiges, auf der Längsseite aufgebocktes Kajak eingeschrieben. Fisch und Fischfanggerät zitieren baulich den traditionellen Haupterwerb der Finnmark. Im Inneren der Holzkonstruktion brennen in Erinnerung an die Opfer auf einem langen, eichenbelegten Korridor 91 Lichter, durch 91 kleine Fenster dringt Licht und auf 91 Tafeln finden sich Transkriptionen aus den Gerichtsprotokollen als Selbstzeugnisse. Neben dieser Holzkonstruktion befindet sich ein kleiner, im Vergleich zur Holzkonstruktion städtisch wirkender Pavillon aus dunklem Glas, in dessen Innerem ein Betonstuhl steht, aus dessen Sitzfläche Feuer durch fünf Öffnungen hervorbricht. Sieben ovale, in einem Kreis um den Stuhl an der Decke montierte Spiegel werfen die flackernden Bilder des einen Scheiterhaufen und eine Feuerhinrichtung symbolisierenden Stuhles, der von einem rund einen Meter hohen Betonring umgeben ist, zurück. Willentlich/Unwillentlich wird der Betrachter durch die Reflexion im Spiegel zu einem Teil des Bildes und damit des Verfolgungsgeschehens.

2 Hans Eyvind NAESS, Norway, in: Richard M. GOLDEN u. a. (Hg.), *Encyclopedia of Witchcraft*, Bd. 3 (St. Barbara 2006), 836–839.

3 Eine erste, schnelle Orientierung zu diesem interdisziplinären Projekt in Norwegen ermöglicht: http://de.wikipedia.org/wiki/Hexenmuseum_%28Vard%C3%B8%29 [Zugriff 14. Jänner 2013].

Die intensive Erforschung der norwegischen Hexenprozesse durch Hans Eyvind Naess⁴ oder in letzter Zeit durch Rune Hagen⁵ passte das Land im Norden in den kriminalitätshistorischen Forschungsstand zur europäischen Hexenverfolgung, als im unteren Intensitätsbereich stehend, ein – mit der erwähnten Ausnahme der verfolgungsintensiven Finnmark. Die Archivalien – Textbausteine aus Gerichtsprotokollen und damit unfreiwillige Selbstäußerungen der Verfolgten – erhalten mit politischem Anspruch in der Bauskulptur von Zumthor/Bourgeois eine mahnende Stimme. Im Gefolge der Mikrogeschichte ab den 1980er Jahren, wo Historiker versuchten, durch einen sozialkritischen Ansatz aus scheinbaren Marionetten⁶ ebenso eigenwillige wie eigensinnige Menschen werden zu lassen, ersteht in Vardø erneut ein vielstimmiges Geheul von größtenteils Frauen, die am Scheiterhaufen verbrannt worden sind. Anklänge an Friedrich Cerhas (geb. 1926) berühmte Vertonung „Verzeichnis der Hexen-Leut, so zu Würzburg mit dem Schwert gerichtet und hernacher verbrannt Worden“⁷ aus dem Jahr 1969 könnten hier gezogen werden. Der österreichische Komponist Cerha vertont in diesem rund zehn Minuten dauernden Chorstück für 16 Stimmen ein Hinrichtungsverzeichnis aus der Bischofsstadt Würzburg von 1629⁸, wo in textlicher Zersplitterung des Verhörprotokolls durch den sechzehnstimmigen Chor das Auf- und Abschwelen der Verfolgten, Gemarterten und Verbrannten für den Zuhörer schmerzlich nachgezeichnet wird. Cerha thematisiert mit diesem Stück die „unverändert aktuelle Frage, wie lange Menschen einander verurteilen und morden wollen“⁹. Bezeichnenderweise endet der vertonte Text Cerhas auch mit der Feststellung: „Und seither sind noch viele Brände getan worden.“

Jenseits einer affirmativen Jubiläumshaltung, die Stadt-, Krönungs-, Institutions-, Nationsjubiläen usw. bejubelt, entstand in Vardø ein bauliches Substrat eines von Karl-Sigismund Kramer so genannten „boshaften Gedächtnisses“¹⁰. Noch in Generationen, so die Intention des Mahnmals, soll den Besuchern die Missbilligung der damaligen Ereignisse vermittelt werden. Das Hexenmahnmal in Vardø erinnert in seiner Ausrichtung einerseits an Holocaust-Gedenkstätten, zum anderen durch die Verwendung von traditionellen Materialien und Formen an

4 Hans Eyvind NAESS, Norway: The Criminological Context, in: Bengt ANKARLOO–Gustav HENNINGSEN (Hg.), *Early Modern European Witchcraft. Centers and Peripheries* (Oxford 1990), 367–382.

5 Rune Blix HAGEN, The Witch–Hunt in Early Modern Finnmark, in: *Acta Borealia* 1 (1999), 43–62; DERS., Traces of Shamanism in the Witch Trials of Norway: The 1692 Trial of the Sami Shaman Anders Poulsen, in: Hans de WAARDT (Hg.), *Dämonische Besessenheit. Zur Interpretation eines kulturhistorischen Phänomens* (Hexenforschung 9, Bielefeld 2005), 307–326.

6 Otto ULBRICHT, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit* (Frankfurt 2009).

7 Am leichtesten verfügbar unter: http://de.wikisource.org/wiki/Verzeichnis_der_Hexen-Leut,_so_zu_W%03%BCrzburg_mit_dem_Schwert_gerichtet_und_hernacher_verbrannt_Worden [Zugriff 14. Jänner 2013].

8 Zum „brennenden“ Bischof Otto DÜRR, Philipp Adolf von Ehrenberg. Fürstbischof von Würzburg 1623–1631, in: *Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte* 6 (1931), 65–74.

9 Booklet der CD, Einführung von Friedrich Cerha zu „Verzeichnis“: Friedrich CERHA, *Und du ...*, Verzeichnis, Für K (ORF–Symphonieorchester Wien, Kairos Wien 2011).

10 Klaus GRAF, Das leckt die Kuh nicht ab. „Zufällige Gedanken“ zu Schriftlichkeit und Erinnerungskultur der Strafgerichtsbarkeit, in: Andreas BLAUERT–Gerd SCHWERHOFF (Hg.), *Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne* (Konstanz 2000), 245–288, hier 257.



Abb. 1: Kastaliabrunnen im „Ehren“-Hof der Universität Wien

Foto Martin Scheutz, 2012

„Volkskunst“. Archivalische Quellenbefunde und deren Interpretation, Erinnerungskultur und regionale Bautradition werden hier überzeugend zusammengeführt.

Für den Historiker erscheinen immer noch, jenseits aller modischen „Turns“ (linguistic, visual, spatial, emotional, neuerdings economic), vor allem die schriftlichen und vermehrt bildliche oder dingliche Geschichtsquellen als Basis der historischen Erkenntnis – Quellen als „Texte, Gegenstände oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“¹¹. Nicht umsonst thront etwa im Hof der in Zeiten des Historismus errichteten Wiener Universität (Beginn 1871/72; fertiggestellt 1884) auch ein Quellheiligtum (Abb. 1). Heinrich von Ferstel (1828–1883) zitiert mit seinem Universitätsbau im Sinne des romanisierenden Historismus den Palazzo Farnese und errichtete im Innenhof einen Ehrenhof („Walhalla der österreichischen Wissenschaft“¹²) als ewigen Gedächtnisspeicher¹³ der Wiener Gelehrsamkeit. Erst später wurde die sitzende Figur des Quellheiligtums der griechischen Nymphe Kastalia¹⁴ in die Mitte gesetzt. Der von Edmund Hellmer (1850–1935) entworfene Kastaliabrunnen aus dem Jahr 1910 verdeutlicht die Bedeutung der Quellmetapher für die Geisteswissenschaft. Die Quelle¹⁵ als alte Metapher für Weisheit, Ursprünglichkeit und Wahrheit stellte mit Verweis auf die griechische Mythologie und den Philhellenismus die Aufforderung an die sich formierenden Wissenschaften im 19. Jahrhundert dar, zu den Quellen zu gehen bzw. ausgehend von dem Fundament der Quelle mit den wissenschaftlichen Arbeiten zu beginnen. Die griechische Inschrift („Mein Schlaf ist fürwahr ein Träumen, mein Traum aber ward zur Erkenntnis“¹⁶) zeigt aber schon das Spiel der (Be- und Um-)Deutungen an dieser Quelle im Sinne von Wahrheit und Weisheit. Der Text Richard Wagners wurde ins Griechische übersetzt, Griechenland und die deutsch-germanische Götterwelt treffen sich also in diesem Quellheiligtum von Edmund Hellmer. Die Wirkweise des von der französischen Geschichtsforschung entwickelten Geschichtlichkeitsregimes wird damit deutlich: Das Geschichtlichkeitsregime lässt sich als „eine Art, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aneinanderzureihen oder eine Mischung aus diesen drei Kategorien herzustellen“¹⁷, verstehen. Das Geschichtlichkeitsregime

11 Paul KIRN, Einführung in die Geschichtswissenschaft (1947), zitiert nach Stefan JORDAN (Hg.), Lexikon der Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe (Stuttgart 2002), 251–255, hier 251.

12 Mario WIMMER–Mitchell G. ASH, Zur Interpretation einer Skulptur im Arkadenhof der Universität Wien im Kontext der Wiener Moderne, in: MÖSTA 55 (2011), 1137–1156, hier 1141.

13 Thomas MAISEL, Gelehrte in Stein und Bronze. Die Denkmäler im Arkadenhof der Universität Wien (Wien 2007). Der „Kastaliabrunnen“ als Hinweis auf die Quellen der Geisteswissenschaften wird seit einigen Jahren von der auf die lange Benachteiligung von Frauen im universitären Bereich hinweisende, auch künstlerisch gelungenen „Bodenskulptur“ von Iris Andraschek („Der Muse reicht's“; www.dermusereicht.at) ergänzt bzw. kontrastiert, welche die „Quellen“ mit dem gesellschaftlichen Kontext von Forschung und Lehre in Opposition setzt.

14 WIMMER–ASH, Zur Interpretation (wie Anm. 12), 1137–1156.

15 Als Beispiel für die Suche nach der „richtigen“ Quelle Stephen GREENBLATT, Die Wende – Wie die Renaissance begann [Übersetzung Klaus Binder] (Berlin 2012).

16 WIMMER–ASH, Zur Interpretation (wie Anm. 12), 1154.

17 François HARTOG, Geschichtlichkeitsregime, in: Anne KWASCHIK–Mario WIMMER (Hg.), Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft (Bielefeld 2010), 85–90, hier 86.

ermöglicht das Verständnis der gegenwärtigen Zeiterfahrung durch Vergleich von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, indem es diese drei zeitlichen Kategorien anordnet, vergleicht und interpretiert.

Als ein an einer Universität beschäftigter Historiker Archivaren Substantielles über archivalische Geschichtsquellen erzählen zu wollen, erscheint vermessen und würde wohl bald den berechtigten Vorwurf nach der Selbstvermessung der eigenen „Leisten“ evozieren. Ich will daher eher über meine Erfahrungen und über Projekte, die ich teilweise begleiten und mitgestalten durfte, berichten. Als Universitätslehrer sehe ich meine Aufgabe unter anderem darin, Studierende mit der Welt der Archivalien und Archive vertraut zu machen – wenn auch die Welt der Archive für die Universität vielfach eine nostalgische Welt ist, etwa in dem Sinn, dass viele Universitätslehrende in Erinnerungskategorien von Archiven sprechen, weil damit lebensbiographisch die Zeit der Verfassung von universitären Qualifikationsarbeiten verbunden ist. Der Druck der Betreuung von Studierenden, der Lehre und der Forschungsorganisation lässt viele Historiker an den Universitäten kaum ins Archiv kommen. Durch Forschungsseminare konnte ich gemeinsam mit Kollegen, wie Herwig Weigl und Thomas Winkelbauer, und tatkräftig unterstützt von Archivaren der betroffenen Archive, wie dem Staatsarchiv, dem Wiener Stadt- und Landesarchiv oder den verschiedenen Stadtarchiven, immer wieder Studierende mit Archivgut konfrontieren und so die relativ hohe Schwellenangst der Studierenden vor Archiven überwinden helfen¹⁸.

Forschungsgeschichtlich im Sinne des endenden Jahrtausends waren diese Begegnungen in meinem Fall anfänglich stark von kriminalitätshistorischen Zugängen geprägt, später traten neue Themen wie Hofforschung, Stadtgeschichte oder – wie im Wintersemester 2012/13 – Bruderschaften als Form der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Laienkonfessionalisierung hinzu. Studierende mit Archiven bekannt zu machen, eröffnet einerseits neue, oft lustvoll erlebte Welten – Diskussionen über Plagiate stellen sich angesichts von intensiver Quellenarbeit eher kaum; andererseits erleben Studierende bald, wie viel Sitzfleisch, Konzentration und auch Frustrationstoleranz ein Historiker benötigt. Die „haptische Qualität“¹⁹ der Archivalien irritiert, die für die Studierenden einschüchternde Atmosphäre des Lesesaals, wo zwischen Überwachung, erzwungener Stille, Handyverbot und verordneter Gemeinschaft mit anderen, mitunter als

18 Martin SCHEUTZ–Thomas WINKELBAUER (Hg.), *Diebe, Sodomiten und Wilderer? Waldviertler Gerichtsakten des Landgerichtes Jaidhof aus dem 18. Jahrhundert als Beitrag zur Sozialgeschichte* (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 29, Heidenreichstein 2005); Irmgard PANGERL–Martin SCHEUTZ–Thomas WINKELBAUER (Hg.), *Der Wiener Hof im Spiegel der Zeremonialprotokolle (1652–1800). Eine Annäherung* (Beiträge zur Geschichte der Stadt Wien 47, Innsbruck 2007); Andrea GRIESEBNER–Herwig WEIGL–Martin SCHEUTZ (Hg.), *Stadt – Macht – Rat 1607. Die Ratsprotokolle von Perchtoldsdorf, Retz, Waidhofen an der Ybbs und Zwettl im Kontext* (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 33, St. Pölten 2008).

19 Siehe etwa das erst jüngst in deutscher Übersetzung erschienene Buch von Arlette FARGE, *Der Geschmack des Archivs* [Übersetzung Jörn Etzold] (Göttingen 2011). Siehe die Besprechung von Mario WIMMER, *Der Geschmack des Archivs und der historische Sinn*, in: *Historische Anthropologie* 20/1 (2012), 90–107.

kurios wahrgenommenen Archivbenutzern gearbeitet wird, fasziniert. Einerseits wächst in dieser Zeit das Bewusstsein der Studierenden, Historiker zu sein, und andererseits steigt nicht selten die Spannung gegenüber den Quellen. Viele Studierende erzählen mit der Faszination des Spektakulären schon nach ihren ersten Archivbesuchen von „ihren“ Quellen, von gefundenen Beilagen (etwa Stricken oder Beuteln mit Arsen aus dem 18. Jahrhundert), von Erkenntnissen der historischen Lebenswelt usw. Nicht wenige Studierende erleben das Archiv als eine Art Initiationsritus für Historiker²⁰. Fast alle der von mir bislang rund 40 betreuten Diplom- und Masterarbeiten haben zum Teil sehr intensive Archivstudien zum Hintergrund, einige der Arbeiten konnten auch gedruckt werden. Umgekehrt bedeutet die Betreuung von Studierenden im Archiv nicht nur eine hohe Arbeitsbelastung für die Archivare, sondern auch für die Lehrenden: Lese-probleme müssen (oft mittels der vermehrt verwendeten Digitalisate) behoben, Verständnisschwierigkeiten geklärt, die „Authentizität“ des Gelesenen hinterfragt und Kontexte gemeinsam hergestellt werden.

(1) Stadtarchive am Beispiel einer niederösterreichischen Kleinstadt

Stadtarchive kleinerer Städte haben einen schweren Stand: Meist von den Stadtverwaltungen anlässlich von Stadtjubiläen gerne „archäologisch“ ausgegraben, fristen sie in finanzieller Hinsicht ein kümmerliches Leben. Engagierte Betreuer dieser Stadtarchive haben es nicht leicht, mitunter gibt es mehrere kursierende Schlüssel zum Archiv, oft nicht einmal das Geld, um neue Archivschachteln anzukaufen, von geeigneten Archivräumlichkeiten, Benutzerräumen, Benutzerordnungen usw. ganz zu schweigen. Als Folge dieses Umstandes kam es in den Stadtarchiven auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch zu teils erheblichen Verlusten an Archivalien. Initiativen wie der beim Österreichischen Städtebund angesiedelte Arbeitskreis der Kommunalarchivarinnen und Kommunalarchivare (gegenwärtiger Vorsitz Dr. Peter F. Kramml²¹) oder die vom Land Niederösterreich geförderte, leider 2009 ausgelaufene „Qualitätsoffensive Gemeindearchive“²², die Infrastrukturmaßnahmen für Archive förderte, versuchen dem Abhilfe zu schaffen. Umgekehrt haben es die Benutzer von Archiven kleinerer Städte schwer, weil die Betreuung des meist stark unterfinanzierten Archivs häufig in pensionierten Händen liegt und oft keine geregelten Öffnungszeiten für Besucher ausgewiesen sind.

Eines der für mich beeindruckendsten Stadtarchive in Österreich befindet sich in einer unscheinbaren Waldviertler Kleinstadt. Dem Archivar dieser Kleinstadt gelang es, sein Archiv, das – so die Eigenbezeichnung des Archivars – lange Zeit nur das „mehr oder weniger lästige [und leider Raum beanspruchende] Anhängsel der

20 Als guten Aufriss der Problemlage (auch für Historiker hervorragend geeignet) Sabine KIENITZ, Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik [<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/type=diskussionen&tid=1867>] [Zugriff 14. Jänner 2013].

21 <http://www.staedtebund.gv.at/ausschuesse/kommunalarchive/organisation/vorsitzende.html> [Zugriff 14. Jänner 2013].

22 http://www.noel.gv.at/Bildung/Landesarchiv-/Artikelarchiv/Landesarchiv_Landesarchiv_Qualitaetsoffensive_2007.wai.html [Zugriff 14. Jänner 2013].

städtischen Registratur²³ darstellte, neu zu ordnen und das Archiv im Bewusstsein der Bevölkerung sichtbar zu verankern. Friedel Moll, der 1986 mit der Leitung des Stadtarchivs Zwettl betraut wurde, konnte einerseits mit Unterstützung des Niederösterreichischen Landesarchivs (Christina Mochty) das Archiv ordnen lassen, zum anderen veranlasste er den Zwettler Stadtrat in mühsamem „Häuserkampf“ zur Finanzierung von basalen Aufgaben für das Archiv. „Im Jahr 1995 begann das Stadtarchiv – zunächst versuchsweise und zaghaft – die Ratsprotokolle transkribieren zu lassen, um diese wichtigen Quellen für die Bearbeitung leichter und bequemer zugänglich zu machen. Da sich dieses Projekt sehr bald als äußerst sinn- und wertvoll erwies, wurde es fortgesetzt und ausgeweitet. Mittlerweile liegen der Großteil der Ratsprotokolle, das Gerichtsprotokoll und mehrere Hauskauf-, Inventur- und Verlassenschaftsprotokolle in Transkription vor.“²⁴ Die erstellten Transkriptionen finden sich nunmehr auf der Webseite des Stadtarchivs Zwettl und sind jederzeit und von allen Orten der Welt abrufbar, was sich in einem deutlichen Ansteigen der Anfragen niederschlägt²⁵. Aber nicht genug damit, das Zwettler Stadtarchiv lancierte vor dem Hintergrund dieser Transkriptionen ab 1995 eine eigene Schriftenreihe („Zwettler Zeitzeichen“), die Stadtgeschichte in bildreicher, aber wissenschaftlich qualifizierter Weise den Bewohnern von Zwettl und Umgebung näherbringt²⁶. Der Stadtarchivar eröffnete selbst über die Nationalgarde Zwettl 1848–1851; eine Abhandlung zum Propsteiberg, die Etymologie der Hofnamen und Mühlen oder die Braustadt Zwettl standen im Fokus. Bald schon war, aufgrund dieser hervorragenden Ausgangslage, auch das Interesse der Stadthistoriker geweckt, erste Diplomarbeiten entstanden auf der Grundlage des transkribierten Materials und wurden in den „Zeitzeichen“ veröffentlicht, etwa zu Zwettl im Dreißigjährigen Krieg oder zu Geschlechterrollen im frühneuzeitlichen

23 Friedel MOLL, Das Stadtarchiv Zwettl, in: GRIESEBNER–SCHEUTZ–WEIGL, 1607 (wie Anm. 18), 55–68, hier 59.

24 MOLL, Das Stadtarchiv Zwettl (wie Anm. 24), 63.

25 <http://www.zwettl.at/system/web/gemeindebetrieb.aspx?menuonr=218224765&detailonr=219977669> [Zugriff 14. Jänner 2013].

26 Bislang sind 14 Bände erschienen: Friedel MOLL, Die Nationalgarde Zwettl 1848–1851 (Zwettler Zeitzeichen 1, Zwettl 1999); Thomas KÜHTRIEBER–Roman ZEHETMAYER, Zur Geschichte des Propsteiberges (Zwettler Zeitzeichen 2, Zwettl 1999); Walter KLOMFAR, Walter von der Vogelweide und das Waldviertel (Zwettler Zeitzeichen 3, Zwettl 2000); Hans HAKALA, Sehenswertes Zwettl (Zwettler Zeitzeichen 4, Zwettl 2000); Elisabeth SCHUSTER, Zwettler Höfe und Mühlen (Zwettler Zeitzeichen 5, Zwettl 2001); Franz PÖTSCHER–Friedel MOLL, Braustadt Zwettl (Zwettler Zeitzeichen 6, Zwettl 2001); Friedel MOLL, Schützengilde, Bürgerkorps und Blasmusik (Zwettler Zeitzeichen 7, Zwettl 2002); Josef PAUSER, Der Zwettler Gerichtsdienner in der Frühen Neuzeit (Zwettler Zeitzeichen 8, Zwettl 2002); Doris GRETZEL, Die landesfürstliche Stadt Zwettl im Dreißigjährigen Krieg (Zwettler Zeitzeichen 9, Zwettl 2004); Cathrin HERMANN, „... Maria Hueberin zu Moitrambs, um sich bey allhiesigen Zunften einverbleiben zu lassen“. Geschlechterrollen im Zwettl der Frühen Neuzeit (Zwettler Zeitzeichen 10, Zwettl 2005); Doris GRETZEL–Bertram CHIBA, Hinter Mauern und Zäunen – Die Gärten des Stiftes Zwettl (Zwettler Zeitzeichen 11, Zwettl 2006); Ralf WITTIG, Das Schloss auf dem Berg (Zwettler Zeitzeichen 12, Zwettl 2007); Friedel MOLL–Eveline BRUGGER–Christoph LIND–Barbara STAUDINGER, Jüdisches Leben in Zwettl. Koexistenz und Verfolgung vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert (Zwettler Zeitzeichen 13, Zwettl 2009); Werner FRÖHLICH–Caroline FUCHS–Elisabeth GRUBER–Friedel MOLL, Frühe Zwettler Fotografen (Zwettler Zeitzeichen 14, Zwettl 2012).

Zwettl. Mit den letzterschienenen Zwettler Zeitzeichen zum „Jüdischen Leben in Zwettl. Koexistenz und Verfolgung vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert“ oder auf der Grundlage der Fotosammlung des Stadtarchivs zu „Frühen Fotografen“ in Zwettl am Beginn des 20. Jahrhunderts sind wichtige Themen angeschnitten worden, die einerseits großes Publikumsinteresse hervorrufen, andererseits auch von großer gesellschaftspolitischer Relevanz sind und die Ordnungsarbeiten im Archiv vorantrieben. Gemeinsam mit dem unermüdlichen Friedel Moll konnten Herwig Weigl und ich zudem einige stadtgeschichtliche Seminare an der Universität Wien abhalten, die eine Reihe von Diplomarbeiten hervorbrachten, etwa zum Bürgerspital in Zwettl, zu städtischen Öffentlichkeitsräumen oder zur Feuerbekämpfung in Zwettl – die Ergebnisse konnten in den „Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich“ publiziert werden²⁷. Ein gemeinsames Projekt versuchte die Zwettler Erfolge auch für andere Stadtarchive attraktiv zu machen, indem im Wintersemester 2006/07 Ratsprotokolle von Zwettl aus dem Jahr 1607 mit Ratsprotokollen desselben Jahres in Perchtoldsdorf, Retz und Waidhofen an der Ybbs verglichen und ediert wurden²⁸. Es ist fast schon müßig zu sagen, dass die Stadt Zwettl die erste Stadt in Österreich ist, die über einen vollständig edierten (und kommentierten) Ratsprotokollband verfügt²⁹. Cathrin Hermann (mittlerweile Stadtarchiv Linz) konnte die transkribierten Ratsprotokolle von 1553 bis 1563 kollationieren und edieren. Einleitungen zur Verwaltungsgeschichte der Stadt, zu Rathaus, Stadtschreiber und Ratsprotokoll und ein breites Register (Orte, Personen, Sachen) machen dieses Ratsprotokoll gut zugänglich. In meiner Lesart der Ereignisse ist es dem überaus engagierten Zwettler Stadtarchivar Friedel Moll durch seine jahrelangen, geringfügig entlohnten Aktivitäten (Transkription, Netzwerkarbeit, Publikationstätigkeit) entscheidend gelungen, regionale Identität jenseits einer affirmativen Betrachtungsweise kritisch zu fördern, durch die Stadt finanzieren zu lassen und das Stadtarchiv im öffentlichen Bewusstsein zu verankern. Damit leistete er auch einen wesentlichen Beitrag zur Sicherung der Überlieferung, der ohne die nicht einmal von Gemeinde- und Stadträten zu übersehenden wissenschaftlichen Aktivitäten unmöglich gewesen wäre.

(2) Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung [IÖG]

Der Wert von Quellen wird besonders durch Editionen gespiegelt. Vor dem Hintergrund des Ausbildungslehrganges am Institut für Österreichische Geschichtsforschung und seiner Bologna-generierten Derivate kam der Editionsarbeit immer besondere Bedeutung zu. Im Rahmen der 150-Jahr-Feier des Instituts im Jahr 2004 wurde eine Tagung „Vom Nutzen des Edierens“ abgehalten, die den Stand

27 Friedel MOLL–Martin SCHEUTZ–Herwig WEIGL, *Leben und Regulieren in einer kleinen Stadt. Drei Beiträge zu Kommunikation, Fürsorge und Brandgefahr im frühneuzeitlichen Zwettl/NÖ* (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 32, St. Pölten 2007).

28 GRIESEBNER–SCHEUTZ–WEIGL, 1607 (wie Anm. 18).

29 Cathrin HERMANN–Friedel MOLL–Martin SCHEUTZ–Herwig WEIGL (Hg.), *Das Zwettler Ratsprotokoll 1553–1563. Edition und Kontext* (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 34, St. Pölten 2010). Siehe etwa die Rezension dazu von Ulrich WAGNER in: ZHF 39 (2012), 527–528.

der Editionstechniken und -arbeiten, deren methodische Veränderung (etwa durch das Internet) und deren wissenschaftlichen Stellenwert beleuchten sollte. Kritisch äußerte sich etwa der Münchner Neuzeithistoriker Winfried Schulze, dass die bisherige Editionsarbeit ihre Stärken in der „Geschichte großer Organisationen wie Parteien, Gewerkschaften und Verbände[n]“ gehabt habe, aber Lücken in der Editionsarbeit bei der „Erforschung von Verhalten, von Mentalitäten, von Zuständen“ usw. aufweisen würde³⁰. Schulze relativierte dabei in eigentümlicher Dialektik den Wert von Editionen: „Nach meiner Erfahrung spricht nichts für die Annahme, dass die Geschichtswissenschaft untergehen würde, wenn sie auf Quelleneditionen verzichten würde. [...] Was sie [Geschichtswissenschaft] freilich verlieren würde, wäre zum einen das enorme Potenzial an Spezialkenntnissen [...], zum anderen die Vorteile, die mit der gedruckten oder digital vorliegenden Edition für den Betrieb von Wissenschaft gegeben sind“³¹.

Die anschließenden Überlegungen zu dieser internationalen Tagung bzw. auch zum Institutsjubiläum generell förderten dann seitens des Instituts bzw. auch der MIÖG-Redaktion die Überlegung, Editionen stärker ins Zentrum der Publikationstätigkeit des Instituts zu stellen. Die Editionstätigkeit am IÖG kann auf eine lange Tradition im Bereich der MGH, des Babenberger-Urkundenbuches, des Burgenländischen Urkundenbuches oder der Edition der Register von Papst Innocenz III. zurückblicken, auch die Matrikel der Universität Wien erscheinen in einer Publikationsreihe des Instituts. In den letzten Jahrzehnten haben sich aber viele neue sozial-, konfessions-, mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen ergeben, viele „Wenden“ in der Geschichtsforschung haben es ermöglicht, auch neue Quellengattungen verstärkt zu berücksichtigen. Die neue, Einzelquellen gewidmete Reihe (erster Band 2008) der „Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung“ [QIÖG] versuchte deshalb nach den Worten des damaligen Institutsdirektors Karl Brunner, „entgegen den Trends zu raschen Ergebnissen“ auch diesen „klassische[n], aber zeitaufwändige[n] Aufgabenbereich der Historischen Hilfswissenschaften“³² verstärkt zu prämiieren. Räumlich übergreifend, zeitlich epochal nicht bestimmt und thematisch für alle Belange der Geschichtswissenschaften offen, sollen die Bände im Regelfall jeweils dreigeteilt aufgebaut sein: Nach einer breiten quellenkundlichen Einleitung zur behandelten Quellengattung folgt die eigentliche Edition mit getrennten Fußnotenapparaten (Text- und Sachanmerkungen) und schließlich ein breiter inhaltlicher Kommentar. Die Behandlung neuer Quellengattungen neben den traditionellen Texten wie Urkunden, Verträgen, Traditionsbüchern usw. sind für die QIÖG explizit erwünscht. Jakob Wührer (mittlerweile Wiener Stadt- und Landesarchiv) konnte in seiner

30 Winfried SCHULZE, Editionstätigkeit und Forschungsorientierung in der Neueren Geschichte, in: Brigitte MERTA–Andrea SOMMERLECHNER–Herwig WEIGL (Hg.), Vom Nutzen des Edierens. Akten des internationalen Kongresses zum 150-jährigen Bestehen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Wien, 3.–5. Juni 2004 (MIÖG Ergbd. 47, Wien 2005), 339–348, hier 347.

31 SCHULZE, Editionstätigkeit (wie Anm. 30), 348.

32 Karl BRUNNER, *ad fontes vero*. Vorwort zu einer neuen Reihe, in: Oswald BAUER, Pasquille in den Fuggerzeiten. Spott- und Schmähdgedichte zwischen Polemik und Kritik (1568–1605) (Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung [QIÖG] 1, Wien 2008), 11.

Einleitung zu den Instruktionen am Wiener Hof zudem eine umfangreiche, kritische Auseinandersetzung mit den etablierten Editionsgrundsätzen – in Auseinandersetzung mit philologischen Editionsprinzipien – vorlegen, die für weitere Editionen Grundlagencharakter beanspruchen darf³³. Diese neue Reihe fand rasch großen Zuspruch, mit Ende des Jahres 2012 halten wir bei neun erschienenen Bänden (weitere Bände sind in Vorbereitung).

Schon der erste Band zeigte exemplarisch eine Verschiebung des Quellenbegriffs. Der junge Südtiroler Historiker Oswald Bauer edierte die in den insgesamt 16.021 Nachrichten bzw. rund 19.500 handschriftlichen Folien umfassenden, den Berichtszeitraum von 1568 bis 1605 umschließenden Fuggerzeitungen – gegenwärtig Gegenstand eines FWF-Projektes³⁴ am IÖG – enthaltenen Pasquille. Insgesamt 24 Spott- und Schmähdgedichte aus den heute in der Wiener Nationalbibliothek befindlichen Bänden verdeutlichen die im 16. Jahrhundert gesteigerte Medialität und gewähren Einblicke in die Entstehung der öffentlichen Meinung im 16. Jahrhundert (jenseits der breit diskutierten reformatorischen Öffentlichkeit): Politik und Krieg (etwa der Lange Türkenkrieg Rudolphs II.), konfessionelle Konflikte zwischen Katholiken, Lutheranern und Calvinisten, weiters Alchemie bzw. Goldmacherei, aber auch ad personam zielender Spott und Ehrverletzungen werden in diesen breit ventilierten Pasquillen verhandelt³⁵. Die Pasquille lassen sich als mediale Form von Angriff und Verteidigung der „Ehre“ gegenüber einer exponierten Person oder gesellschaftlichen Gruppe verstehen; nicht nur die Brüder Octavian Secundus (1549–1600) und Philipp Eduard Fugger (1546–1618) waren, unter anderem aus ökonomisch-politischen Interessen, daran interessiert.

Auch weitere, in den QIÖG präsentierte Quellengattungen dürfen als Editionen Innovationsanspruch stellen. Claudia Feller konnte in ihrer Edition das umfangreiche Rechnungsbuch des vermögenden Heinrich von Rottenburg (gest. 1411), mächtiger Gegenspieler des jungen Herzogs Friedrich IV. in Tirol, in vollständiger Wiedergabe (und erschlossen durch Orts- und Personenindex) vorlegen³⁶. Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche, verwaltungstechnische, aber auch naturgemäß finanzgeschichtliche Fragestellungen lassen sich mit diesem Rechnungsbuch beantworten. Eine für das Selbstverständnis von Klöstern essentielle mittelalterliche Quellengattung stellen die Traditionsurkunden dar. Auf der schwierigen Grundlage der Garstener Traditionen (eine Handschrift aus dem OÖLA und eine rekonstruierte Handschrift) konnte der ehemalige Linzer Archivdirektor Siegfried Haider die auf Steiermark, Ober- und Niederösterreich verteilte Besitzgeschichte des 1092 als Hauskloster der steirischen Otakare gegründeten Klosters

33 Jakob WÜHRER, Dienst an der Wissenschaft. Editionstechnische Überlegungen zur Edition der Hofordnungen und Instruktionsbücher am Wiener Hof, in: DERS.–Martin SCHEUTZ (Hg.), Zu Diensten Ihrer Majestät. Hofordnungen und Instruktionsbücher am frühneuzeitlichen Wiener Hof (QIÖG 6, Wien 2011), 209–313.

34 http://www.univie.ac.at/fuggerzeitungen/de/?page_id=40 [Zugriff 14. Jänner 2013].

35 Oswald BAUER, Pasquille in den Fuggerzeitungen (wie Anm. 32).

36 Claudia FELLER, Das Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg. Ein Zeugnis adeliger Herrschaft und Wirtschaftsführung im spätmittelalterlichen Tirol. Edition und Kommentar (QIÖG 4, Wien–München 2010).

erarbeiten³⁷. Eine für die Herausgeber äußerst anspruchsvolle Arbeit stellte eine Sammlung von wichtigen quellentypologisch verstandenen und Mittelalter wie Neuzeit umfassenden Spitalsquellen aus insgesamt acht europäischen Ländern dar. Mehrere Mitglieder der MIÖG-Redaktion, verstärkt mit einem Salzburger Kollegen (Alfred Stefan Weiß), versammelten Quellen zum Spitalswesen³⁸ in insgesamt sechs Sprachen (Latein, Deutsch, Italienisch, Englisch, Französisch, Ungarisch), die von Spitalhistorikern aus Deutschland, England, Italien, Livland, Luxemburg, Österreich, Polen, der Schweiz, Tschechien und Ungarn beigesteuert wurden: Narrative Texte, Testamente, Schenkungen, Statuten/Ordnungen/Regeln von Spitälern oder etwa Verwaltungsschriftgut zeigen die Vielfalt und Heterogenität des europäischen Spitals auf fast 700 Seiten zumindest ansatzweise. Mit der neuzeitlichen Geschichte der Juden in Niederösterreich bis zur Vertreibung 1671 setzten sich Peter Rauscher und Barbara Staudinger auseinander³⁹. Neben hebräischen Quellen wurde hier insgesamt ein breitgefächertes Sample von 226, meist deutschsprachigen Quellen zur jüdischen Geschichte ediert: Selbstzeugnisse wie etwa Reiseberichte, finanzgeschichtliche Quellen (wie Rechnungen, Steuerbücher), Gerichtsprotokolle, landesfürstliche Erlässe, Supplikationen oder Verträge wurden hier unter dem thematischen Fokus der Wiener Juden und niederösterreichischen Landjuden in der Frühen Neuzeit gruppiert.

Vor allem auch die am Institut für Österreichische Geschichtsforschung beheimateten FWF-Projekte haben sich als zuverlässige Lieferanten von Editionen erwiesen: Lange Zeit den Philologien vorbehalten blieben Briefeditionen, erst mit der verstärkten Hinwendung zur frühneuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte und mit großangelegten Forschungsunternehmungen (wie die Edition von Johann Christoph Gottsched, Bayerische Gelehrtenkorrespondenz in der Kommission für bayerische Landesgeschichte, die Brieffreunde Gerhard Mercators usw.) kamen die Gelehrtenbriefe vermehrt in den Blick. Die Erforschung der gelehrten Korrespondenz der Brüder Bernhard und Hieronymus Pez, ausgehend vom Benediktinerkloster Melk und in der ersten Etappe 1709 bis 1715 umfassend, steht im Zentrum eines QIÖG-Bandes von Thomas Wallnig und Thomas Stockinger (Start-Projekt „Monastische Aufklärung“ des FWF seit 2008)⁴⁰. Das Kloster Melk, der Benediktinerorden und seine Textzeugen („Bibliotheca Benedictina“), die europäische res publica literaria, aber auch die Tagespolitik werden in den 478 Briefen dieses ersten Editionsbandes, dem weitere bald folgen werden, einerseits minutiös ediert und andererseits äußerst akribisch (etwa Lebensdaten von erwähnten Personen)

37 Siegfried HAIDER, Die Traditionsurkunden des Klosters Garsten. Kritische Edition (QIÖG 8, Wien–München 2011).

38 Martin SCHEUTZ–Andrea SOMMERLECHNER–Herwig WEIGL–Alfred Stefan WEISS (Hg.), Quellen zur europäischen Spitalgeschichte in Mittelalter und Früher Neuzeit/Sources for the History of Hospitals in Medieval and Early Modern History (QIÖG 5, Wien 2010).

39 Peter RAUSCHER (unter Mitarbeit von Barbara STAUDINGER), Austria Judaica. Quellen zur Geschichte der Juden in Niederösterreich und Wien 1496–1671. Mit einem Beitrag von Martha Keil (QIÖG 7, Wien–München 2011).

40 Thomas WALLNIG–Thomas STOCKINGER, Die gelehrte Korrespondenz der Brüder Pez. Text, Regesten, Kommentare. Bd. 1: 1709–1715 (QIÖG 2/1, Wien–München 2010).

kommentiert. Die sich im 18. Jahrhundert deutlich verändernden Praktiken der Gelehrsamkeit, aber auch der mitunter enge Rahmen des Ordens zeigen sich in der Pez'schen Korrespondenz eindrucksvoll.

Die erste größere Edition zum österreichischen Kryptoprotentantismus überhaupt, vorgelegt von Christine Tropper vom Kärntner Landesarchiv, zeigt deutlich, wie die habsburgischen Zentralbehörden im Verbund mit den geistlichen Behörden dieses auch international wahrgenommene „Problem“ in Kärnten zu bekämpfen versuchten⁴¹. Die Beobachtung der Untergrundprotestanten fand im Kräftefeld des Gurker Bischofs Jakob Maximilian von Thun, des Landeshauptmannes Johann Anton von Goëss und der Pfarrer und Gerichtspfleger vor Ort statt, wie die Edition der Gurker Konsistorialprotokolle, der Friesacher Archidiakonatsprotokolle und von Herrschaftsakten („Protestantenakten“) für den Raum der Grundherrschaft Afritz und der Pfarre St. Lorenzen in der Reichenau gut verdeutlichen kann. Ebenfalls kaum aufgearbeitet, aber eine essentielle Quellengattung zur Strukturierung von Verwaltung und Herrschaft sind die Instruktionen. Eine umfangreiche Edition der Hofordnungen (1527, 1529, 1537, 1538) für den Wiener Hof bzw. der vier Instruktionsbücher für die wichtigsten Funktionsträger am Wiener Hof (1652–1808) gibt Einblick in Verwaltungs- und Herrschaftsstrukturen⁴². Vor allem das unter skurrilen Umständen aus einem Altpapiercontainer geborgene Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall (1806–1880) aus Polna/Böhmen kann einerseits als Sensation innerhalb der Forschungen zur Revolution von 1848 (Berichtszeitraum vom 27. August 1848 bis zum 31. Mai 1850) angesehen werden, andererseits auch als Verkaufserfolg, weil dieses Tagebuch mittlerweile in zweiter Auflage vorliegt⁴³. Der aus bescheidenen Verhältnissen stammende und später verarmt gestorbene Benjamin Kewall schildert darin auf Deutsch mit hebräischen Lettern die Revolution von 1848 vor seiner „Haustür“ in der Jägerzeile (heute Praterstraße, Wien II.). Auch die Stimmung in den Kaffeehäusern, die Theater, die Welt der verängstigten Beamten, der Nationalgardisten oder die Furcht vor den Kroaten werden darin eindrucksvoll beschrieben.

Klassische Quellengattungen wie Traditionsnotizen, aber auch kaum berücksichtigte Quellentypen wie Pasquille, Instruktionen und die lange vernachlässigten Selbstzeugnisse oder thematische Herangehensweisen (wie die Geschichte der Juden, die Spitalsgeschichte) bestimmen das Profil der „Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung“. Bände zu Wiener Bettelzeichen 1678–1685, vorgelegt von Sarah Pichlkastner⁴⁴, ein Selbstzeugnis des Wiener Freimaurers und Hofadvokaten Stephan Andreas Haslinger (1740–1807), vorgelegt

41 Christine TROPPER, *Glut unter der Asche und offene Flammen. Der Kärntner Geheimprotestantismus und seine Bekämpfung 1731–1738* (QIÖG 9, Wien–München 2011).

42 Jakob WÜHRER–Martin SCHEUTZ (Hg.), *Zu Diensten Ihrer Majestät. Hofordnungen und Instruktionsbücher am frühneuzeitlichen Wiener Hof* (QIÖG 6, Wien 2011).

43 Wolfgang GASSER, *Erlebte Revolution 1848/49. Das Wiener Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall* (QIÖG 3, Wien 2010).

44 Sarah PICHLKASTNER, *Die Registrierung Bettelnder in einer frühneuzeitlichen Stadt. Edition eines Wiener Bettlerverzeichnisses („Stadtzeichnerbuch“) (1678–1685)* (QIÖG 12, Wien 2013).

von Harald Tersch⁴⁵, oder die Kalender des bauwütigen Dürnsteiner Propstes Hieronymus Übelbacher (1674–1740)⁴⁶, vorgelegt von Helga Penz, werden 2013 folgen.

Verschränkungen

Es gehört aus der Sicht eines Universitätslehrers zu den ebenso interessanten wie unerlässlichen Erfahrungen eines Historikerlebens, mit Studierenden Archive zu betreten und den „Geschmack des Archivs“ sowie die Eigen-Logik dieser Einrichtungen wenigstens in Ansätzen erklären zu wollen. Die Mitarbeit der Archivare ist aber hier unerlässlich. An zwei unterschiedlichen Beispielen, einem Stadtarchiv und einer Editionsreihe, sollte der unterschiedliche Umgang mit Archivgut exemplifiziert werden. Das Beispiel des Stadtarchivs Zwettl sollte verdeutlichen, wie es durch die arbeitsintensive Initiative eines Stadtarchivars gelang, durch wissenschaftliche Arbeit dem Stadtarchiv und damit auch der regionalen Geschichtsforschung trotz relativ abgeschiedener Lage der Stadt eine überregionale Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit zu erarbeiten. Bestandserhaltung und -sicherung konnten ideal mit inhaltlicher Tiefenerschließung und Öffentlichkeitsarbeit verbunden werden. Methodisch und quellenkundlich reflektierte Editionen sind zum anderen eine essentielle und nahezu zeitlose Grundlage der Geschichte, welche eine Überprüfbarkeit von historischen Urteilen erlauben bzw. diese auch revidieren können. Editionen erlauben dabei verschiedenste Zugriffe seitens unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen. Die Editoren der vorgestellten Bände sind häufig gleichermaßen Historiker wie auch Archivare.

Historiker an Universitäten und in Archiven arbeiten zwar an verschiedenen Seiten des Tisches, sind in ihrer Arbeit aber intrinsisch verknüpft. Historiker müssen über Archive wie Verwaltungsstrukturen und Archivare umgekehrt über Geschichte fundiert Bescheid wissen, wollen sie erfolgreich sein und einander verstehen. Das Verhältnis zueinander ist nicht immer friktionsfrei, der „historische“ Benützer ist letztlich immer Eindringling, wie schon Lessing wusste: Der Archivar sei nicht dazu da, „jedem Esel das Heu auf die Raufe zu stecken“⁴⁷. Zudem sei, wie Metternich 1818 verfügte, „ohne ausdrücklichen Allerhöchsten Befehl [...] nicht das Mindeste aus dem Archiv hinauszugeben“. Gegensätzlichkeit von Archivaren und universitären Studierenden-Betreuern kommt schon im Diktum aus dem beginnenden 20. Jahrhundert, der Hochzeit des vielfältig publizierenden Historiker-Archivars, zum Tragen: „Zum Ordinarius mag es bei Herrn X ja reichen“, allerdings „zum Archivar nicht“⁴⁸. Das Zitat – Bonmots in die umgekehrte Richtung lassen sich auch finden – belegt schon, dass der Archivar eigentlich

45 Harald TERSCH, Die Autobiographie von Stephan Andreas Haslinger (1740–1807). Violinist, Freimaurer und Hofagent im josephinischen Wien (QIÖG 10, Wien 2013).

46 Helga PENZ (unter Mitarbeit von Edeltraud KANDO–Ines WEISSBERG–Harald TERSCH–Brigitte MERTA und Andrea SOMMERLECHNER), Die Kalendernotizen des Hieronymus Übelbacher, Propst von Dürnstein 1710–1740. Edition und Kommentare (QIÖG 11, Wien 2013).

47 Astrid M. ECKERT, Archivar, in: Anne KWASCHIK–Mario WIMMER (Hg.), Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft (Bielefeld 2010), 21–25, hier 22.

48 ECKERT, Archivar (wie Anm. 47), 23.

der bessere Historiker ist und dass schon vor 100 Jahren die Wohngemeinschaft Historiker-Archivar nicht ganz ohne Störungen ablief. Obwohl sich Archive und Geschichtswissenschaft voneinander zu entfernen scheinen, eint sie doch vieles weiterhin: Die Bearbeitung von Quellen und deren Kontextualisierung, aber auch die Langzeit-Perspektive in beide Richtungen, die „Datenjongleuren“ ohne historische Ausbildung wohl nur schwer zugänglich sein dürfte. Doch überlegen Historiker oft recht wenig – auch das ist ein Stehsatz –, aufgrund welcher Umstände und in welchen Kontexten sie die Zipfel von Quellen in Händen halten.

Wie heißt es in einer Kurzbeschreibung des Berufsfeldes Archivar: „Der Archivar ist schon längst Dienstleister, IT-Spezialist, Behördenberater, Kulturmanager, Öffentlichkeitsarbeiter, Ausstellungsmacher, Budget-Jongleur, ABM [Arbeitsbeschaffungsmaßnahme]-Arbeitgeber, mithin ein Tausendsassa. Das Augenmerk liegt auf der Verwaltung, der Öffentlichkeit, der Politik, der eigenen Zunft, den Familienforschern – der Historiker ist nur noch ein ‚Kunde‘ unter vielen.“⁴⁹ Dieser realistische Befund – vom mittlerweile stark veränderten, dynamischen Berufsbild des multifunktionalen Universitätslehrers übrigens nicht so weit entfernt – erschien übrigens in einem Handbuch mit dem Titel „Von der Arbeit des Historikers“, und dort gehört er auch hin.

49 ECKERT, Archivar (wie Anm. 47), 24.